2/2021

IM LANDE DER BIBEL

SCHWERPUNKT

Gehen oder bleiben?

Leben fernab der Heimat

ISSN-Nr. 0019-2597

8
Angekommen? Wie fühlt sich das Leben im Ausland an?

28
Abschied von Nahost: Pfarrer Jens Nieper

42
Start in Tokio: Nach dem Abitur in Talitha Kumi

Liebe Freundinnen und Freunde des Jerusalemsvereins, liebe Leserinnen und Leser,

„wir sind gekommen, um zu bleiben" heißt es in einem populären deutschen Hitparaden-Titel. Mit jungen Menschen, die aus Palästina nach Deutschland gekommen und hier geblieben sind, beschäftigt sich diese Ausgabe unseres Magazins. Und mit den Freiwilligen des Berliner Missionswerkes, die zumindest für ein Jahr das Leben fernab der Heimat wagen.

Was bedeutet für diese jungen Menschen Heimat, Zuhause? Wie viel der alten Heimat kommt im heutigen Leben noch vor? Und wie steht es um die Perspektive einer Rückkehr? Das sind einige der Fragen, die wir stellen.

Mit in diesen Themenbereich gehört dann auch die Frage, ob die evangelischen Schulen im Heiligen Land, die wir tatkräftig unterstützen, zur Auswanderung junger hoch qualifizierter Menschen beitragen. Denn deren gut ausgebildete Absolvent:innen entscheiden sich oft für ein Studium im europäischen oder amerikanischen Ausland.

Wir freuen uns, Ihnen Dania Nour vorstellen zu können: Eine junge Palästinenserin, die gerade erst ihren Schulabschluss in Talitha Kumi geschafft hat, und nun an den Olympischen Spielen in Tokio teilnimmt. Und wer kommt bei Palästina schon auf die Idee, dass die junge Athletin Schwimmerin ist?!

Dazu finden Sie einiges aus unserer Partnerkirche, der ELCJHL, aus Talitha Kumi und dem Jerusalemsverein.

Nach dem Kommen, Zurückkommen und Bleiben kommt nun aber doch das Gehen: Ich verabschiede mich an dieser Stelle von Ihnen als Geschäftsführer des Vereins und als Redakteur dieses Magazins. Es war mir eine Ehre und eine Freude, Sie neun Jahre auf dem Weg mit unseren Geschwistern im Heiligen Land zu begleiten, Ihnen manche Einblicke zu vermitteln, Informationen weiterzugeben und Beziehung wachsen zu lassen.

Ich wünsche Ihnen einen wunderbaren Spätsommer – hoffentlich mit weichenden Einschränkungen, wachsender Sicherheit und Freude an der Lektüre dieses Heftes! Bleiben Sie uns bitte gewogen!

Ihr
Jens Nieper
Geschäftsführer des Jerusalemsvereins

IM LANDE DER BIBEL 2/2021
66. Jahrgang

Zum Titelbild: Dania Nour startete als Schwimmerin bei den Olympischen Spielen in Tokio. Die 17-Jährige hat kürzlich in Talitha Kumi Abitur gemacht, danach bereitete sie sich im Berliner Leistungszentrum im Olympiapark auf die Wettkämpfe vor. Wie viele junge Menschen will sie nun ins Ausland: um Studium und professionelles Training kombinieren zu können. In ihrer Heimat ist das nicht möglich.

2 Zu diesem Heft

4 Meditation
Von Susanne Blatt

6 Gehen oder Bleiben?
Leben fernab der Heimat
8 „Alles hat positive und negative Seiten"
Drei junge Menschen im Gespräch über das Leben im Ausland
20 Gut ausgebildet – um zu gehen?
Schulrat Charlie Haddad zieht Bilanz
24 Neues Zuhause auf Zeit:
Freiwillige stehen kurz vor der Ausreise

26 Aus dem Jerusalemsverein
26 Vertrauensleute des Jerusalemsvereins
27 Impressum und Bildnachweis
28 Abschied – mit dem Blick nach vorn:
Jens Nieper künftig nicht mehr Nahostreferent
30 Aktiv für den Jerusalemsverein:
Vertrauenspfarrerin Susanne Blatt im Porträt
32 Immer einen Koffer in Jerusalem:
Dank an Jens Nieper vom Vorstandsvorsitzenden Dr. Abromeit
39 Die Wege des Geldes:
Wohin Ihr Mitgliedsbeitrag geht

38 Kurzmeldungen
Trauer um Christoph Rhein • Historisches Talitha Kumi in Westjerusalem illuminiert • Gästehaus wieder geöffnet

40 Aus Schulen und Gemeinden
Talitha-Kumi-Absolventin bei Olympischen Spielen in Tokio:
Dania Nour (17) im Porträt

46 Hier können Sie helfen
Unterstützung für die Evangelisch-Lutherische Schule in Beit Sahour

Über alte und neue Migrationsgeschichten

Meditation zum Buch Ruth, 1 und 2

Von **Susanne Blatt**

Ich liebe die alte Geschichte von Ruth. Denn sie zeugt davon, dass zwischenmenschliche Beziehungen uns in Bewegung setzen und damit neue, ungeahnte Lebenswege eröffnen können, die unsere Identität und unseren Glauben verändern. Und sie zeigt, dass aus so einer – oft mit Schmerz und Verlust verbundenen – Bewegung etwas Neues und Zukunftweisendes entstehen kann.

Die junge Moabiterin Ruth heiratet den Sohn eines Migrantenpaares, das vor einer Hungersnot aus Bethlehem geflohen war. Bestimmt war so eine Ehe ungewöhnlich. Sogenannte Mischehen galten für beide Seiten als riskant und problembehaftet – so sah man das in der nachexilischen Zeit, in der das Buch Ruth wahrscheinlich entstanden ist. Waren Noemi und Elimelech trotz ihres anderen religiösen Hintergrunds eine angesehene Familie geworden, die ihre Söhne leicht mit zwei einheimischen Prinzessinnen verheiraten konnte?

Jedenfalls trifft das Schicksal die Familie hart: Zuerst stirbt Vater Elimelech, dann seine Söhne, die noch jungen Ehemänner. So stehen nach zehn Jahren in Moab die drei Frauen allein da. Trotz Noemis drängendem Rat an ihre verwitweten Schwiegertöchter, in ihre Herkunftsfamilie zurückzugehen, folgt Ruth ihrer Schwiegermutter in deren alte Heimat Bethlehem. „Wo du hingehst, will ich auch hingehen!“, spricht Ruth und verweist damit auf die Bindung zur Familie. Und ihre Worte „Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott“ zeugen von ihrem Bekenntnis zum Judentum – und damit von ihrem neuen Selbstverständnis.

Als Einwanderin in Juda muss Ruth zunächst Ähren vom Feld auflesen. Während die Jahre der Familie in Moab in nur 17 Versen sehr knapp zusammengefasst sind, werden die darauf folgenden Monate in Bethlehem nun detailliert beschrieben: bis zu Ruths Heirat mit Boas und der Geburt ihres Sohnes Obed, dem Stammvater Davids. Boas formuliert und setzt in die Tat um, wie Gott Ruth „unter seinen Flügeln Zuflucht“ schenkt. Der Fokus dieser ganzen Geschichte scheint zu sein, das Königtum Davids mit Moab – und in der Wirkungsgeschichte mit den Völkern der Welt – genealogisch und religiös zu verknüpfen.

Mich haben Migrationsgeschichten immer fasziniert. In meiner Zeit als Pastorin der deutschen Auslandsgemeinde in Stockholm habe ich einige Lebensgeschichten von Menschen gelesen, die in ihrer Jugend aus Ostpreußen, Schlesien oder dem Baltikum nach Schweden geflohen sind.

„Wie würde ich meine eigene Migrationsgeschichte schreiben?“, überlegte ich damals. Ich musste niemals flüchten, sondern bin als junge Frau freiwillig nach Schweden gezogen. Das Lernen im fremden Land habe ich immer als Privileg erlebt. Es gibt bei mir keine Traumata aufgrund von Gewalterfahrungen oder Kriegserlebnissen, keine lebensgefährliche Passage im Schlauchboot über das Mittelmeer, kein Leben in menschenunwürdigen Flüchtlingsunterkünften. Dennoch: In Schweden Einwanderin der ersten Generation zu sein, hat bewirkt, dass ich immer Interesse und Offenheit für andere Migrant:innen hatte.

So habe ich – nun doch zurück in Deutschland – auf der Suche nach einer Arabischlehrerin vor vier Jahren Nida kennengelernt. Wir beide sind gleich alt und treffen uns regelmäßig zum Unterricht. Nida kommt aus Bethlehem, ging in Jerusalem zur Schule, studierte in England und lebt jetzt gerade an demselben Ort, an den es mich verschlagen hat: in Winnenden in Baden-Württemberg. Die gemeinsame Sprache machte uns zu Freundinnen, wir lachen sehr viel zusammen beim Lernen. Es ist eine Freundschaft von zwei Frauen mit ganz verschiedenen Geschichten – aber die Erfahrung des Aufbrechens und Ankommens, des Fremdseins und sich neu Verwurzelns verbindet uns. Wir beide haben auch erlebt, dass Gott uns „unter seinen Flügeln Zuflucht“ schenkt, wo wir auch sind. So wie Ruth.

Wie Noemi und Ruth hätte auch ich nicht gedacht, dass ich nach so vielen Jahren noch einmal umziehe – nämlich zurück aus Schweden nach Deutschland. Der Grund war auch für mich die familiäre Bindung. Aber wer weiß, vielleicht führt mich mein Weg am Ende doch wieder in meine schwedische Heimat – oder ganz woanders hin. Meine Kinder haben jedenfalls sowohl die deutsche als auch die schwedische Staatsbürgerschaft – für mich ein Zeichen, dass es immer eine Durchlässigkeit nationaler Grenzen und eine Entwicklung von Identitäten gibt.

Susanne Blatt und ihre Freundin Nida beim Arabischunterricht

Susanne Blatt (55)

ist Vertrauenspfarrerin des Jerusalemsvereins. Im Porträt auf Seite 30/31 lesen Sie auch über ihre Zeit in Schweden, wo sie sieben Jahre lang Pfarrerin auf der EKD-Auslandsstelle in Stockholm war. Bereits zuvor hat sie oft ihre Semesterferien genutzt, um in schwedischen Gemeinden mitzuarbeiten.

GEHEN ODER BLEIBEN?

Leben fernab der Heimat

Sarah Lena Wabbel bei einer Bootstour über den See Genezareth

„Alles hat positive und negative Seiten“

Über das Leben in einer neuen Heimat

Amira Ali und Malik Atrash sind Mitte 20. Sie haben sich entschieden, ihre palästinensische Heimat zu verlassen, um in Deutschland zu leben. Im Gespräch mit ihrer gemeinsam Freundin Sarah Lena Wabbel geht es um die Frage, was „Zu Hause sein“ bedeutet: Ist dieses Gefühl fest verbunden mit einem Ort, Familie und Freund:innen, mit einer Sprache und Mentalität? Oder geht es auch darum, wo wir uns selbst, unsere Träume und Ziele verwirklichen können? Die beiden schildern außerdem, wie sie als Zugewanderte die deutsche Gesellschaft wahrnehmen und erleben.

Aufgezeichnet von **Silke Nora Kehl**

Amira, wo lebt Deine Familie und wann bist Du ins Internat nach Talitha Kumi gekommen?

Amira Ali: Meine Familie lebt in einem kleinen Dorf bei Bethlehem. Da bin ich die ersten zwei Jahre zur Schule gegangen. Und bin dann mit sieben Jahren nach Talitha Kumi gekommen, in die dritte Klasse der Grundschule.

Sarah Lena Wabbel: Amira und ich haben uns während meines Freiwilligenjahrs in Talitha Kumi kennengelernt: Da warst Du in der siebten Klasse, Amira …

Amira: Ja, da war ich 12.

Sarah: Und Ihr wart zwischen 20 oder 30 Mädchen im Internat, oder?

Amira: Genau, wir waren knapp 30 Leute. Und damals entstand die Idee, dass wir Deutsch nicht nur als zweite Fremdsprache lernen, sondern dass wir die Möglichkeit haben, die Schule nach der 12. Klasse auch mit dem Deutschen Internationalen Abitur abzuschließen. Ich entschied mich dafür. Und von da an wurden eben auch andere Fächer in deutscher Sprache unterrichtet: Das war anfangs ganz schön schwer! Sarah hat mich damals sehr unterstützt und mir oft Nachhilfe gegeben. Sie war auch mit mir bei meiner Familie im Dorf.

Sarah: Dadurch, dass es ein recht kleines Internat war, war die Atmosphäre in Talitha Kumi sehr familiär. Wir Freiwilligen haben ja auch direkt im Stockwerk über den Internatsschülerinnen gewohnt. Und gerade mit Amira, die übrigens auch noch drei Schwestern im Internat hatte, habe ich mich immer besonders gut verstanden. Es war schön, zu ihrer Familie nach Hause eingeladen zu werden.

Amira Ali (26)

lebt in Bochum. Sie war Internatsschülerin in Talitha Kumi und machte dort 2013 als eine der Ersten das Deutsche Internationale Abitur. Drei Monate später ging sie für ein Freiwilliges Soziales Jahr nach Deutschland, anschließend studierte sie Betriebs- und Volkswirtschaftslehre an der Ruhr-Universität. Seit ein paar Monaten arbeitet sie in der Immobilienbranche. Sie sieht ihre Zukunft in Deutschland. „Wahrscheinlich bleibe ich für immer“, sagt sie.

Und warum wolltest Du nach Deinem Schulabschluss nach Deutschland, Malik?

Malik Atrash: Mein Vater hat in Hebron eine Firma, die Maschinen produziert. Ich wollte im selben Bereich arbeiten wie er – und es war schon früh mein Traum, vorher in Europa zu studieren. Als Kind habe ich zu meinem Vater gesagt: „Wenn ich erwachsen bin, dann gehe ich nach Deutschland oder nach Italien.“ Also habe ich mich nach meinem Schulabschluss über Universitäten im Ausland informiert und gesehen, dass ein Studium an den meisten Unis in Deutschland kostenlos ist. Das habe ich als Chance gesehen und bin hierhergekommen.

Wurde denn Dein Tawjihe-Abschluss von deutschen Universität gleich anerkannt – oder war es kompliziert?

Malik: Es war relativ unkompliziert. Man bewirbt sich als ausländischer Student über ein allgemeines Portal. Und ich wollte gern nach München oder Hamburg. Obwohl einige Freunde von mir – die auch aus Palästina ausgewandert sind – in NRW leben, habe ich mich für Hamburg entschieden. Denn mir ist wichtig, hier ganz eigenständig etwas Neues aufzubauen.

Wie hast Du Dich anfangs hier gefühlt?

Malik: Mein Start in Deutschland war echt schwer, meine ersten Freundschaften habe ich an der Sprachschule geschlossen. Ich musste ja erst einmal Deutsch lernen. Später an der Uni habe ich viele Leute aus Marokko kennengelernt. Und wie gesagt, meine Freunde aus Palästina, die wohnen fast alle in NRW, manche auch in Berlin. Hier in Hamburg habe ich nur wenige Palästinenser:innen getroffen. Deswegen ist mein Freundeskreis sehr von meinen marokkanischen Freund:innen geprägt. Wir lernen oft gemeinsam für die Uni. Aber ich habe auch deutsche Freunde, die ich entweder durch mein Studium oder in meinem Fußballteam kennengelernt habe. Ursprünglich wollte ich nämlich mal professioneller Fußballer werden, deswegen habe ich hier in Deutschland längere Zeit intensiv trainiert. Aber mit der Fußball-Karriere hat es dann leider nicht geklappt. Auf jeden Fall habe ich mittlerweile hier in Deutschland mehr Freund:innen als in Palästina.

Malik Atrash (24)

stammt aus Hebron. 2016 schloss er dort die Schule ab und entschied sich, für ein Studium nach Deutschland zu gehen. Er lebt nun seit fünf Jahren in Hamburg und studiert Maschinenbau an der Hochschule für Angewandte Wissenschaften (HAW). Er möchte gern in Europa leben und arbeiten – ob in Deutschland oder Spanien ist noch ungewiss. Denn im Norden Deutschlands vermisst er manchmal schönes, sonniges Wetter.

Und über gemeinsame Kontakte in Hebron und Hamburg hast Du dann Sarah kennengelernt und bist in ihre WG eingezogen?

Malik: Das stimmt, das war echt Glück. Das hat den Einstieg sehr erleichtert für mich. Denn ich konnte beim Zusammenleben mit Sarah gut Deutsch lernen, aber sie hat eben auch Arabisch gesprochen.

Und warum hast Du Dich dafür entschieden, Bethlehem zu verlassen, Amira?

Amira: Mich hat definitiv meine Zeit im Internat geprägt. Talitha Kumi ist für mich noch heute wie mein Zuhause – schließlich bin ich hauptsächlich dort aufgewachsen. Meine Mitschülerinnen und die Erzieherinnen im Internat waren viel offener als die meisten Leute in meinem Heimatdorf, das noch sehr traditionell geprägt ist. Im Internat hatte ich auch zum ersten Mal Kontakt zu christlichen Kindern. Mir haben die Offenheit und das gemischte Zusammenleben gefallen, und zusammen mit ein paar anderen Mädchen war ich in einer festen Clique. Übrigens hatte ich wie Malik schon in meiner Kindheit den Wunsch, ins Ausland zu gehen. Dass die Universitäten bei uns zu Hause sehr teuer sind, war auch für mich ein Grund – ein Studium dort könnten meine Eltern niemals finanzieren. Deswegen habe ich nach dem Abi gedacht: „Ich mache erst einmal das Freiwillige Soziale Jahr in Deutschland." Und habe gehofft, dass ich mir nach diesem ersten Schritt ermöglichen kann, hierzubleiben. Und so hat es sich dann auch ergeben.

Sarah: Eine Freiwillige aus unserem Jahrgang hat – als wir wieder zurück in Deutschland waren – gemeinsam mit anderen Leuten den Verein „Augenhöhe" gegründet, der sich für soziale und antirassistische Projekte in Deutschland und Palästina engagiert hat. Dort hat Amira ihr Freiwilliges Soziales Jahr gemacht – in einer Kinderkrippe. Und mit dem Deutschen Internationalen Abi konntest Du dann ja sofort hier studieren.

Sarah Lena Wabbel (34)

war 2007/2008 Freiwillige des Berliner Missionswerkes in Talitha Kumi. Sie lebt in Hamburg und arbeitet seit zehn Jahren als Betreuerin in der Behindertenhilfe im „Rauhen Haus". Außerdem hat sie die Corona-Zeit genutzt, um ihr Studium der Archäologie und der Islamwissenschaft wieder aufzugreifen. Sie fühlt sich in der Hansestadt, aber auch in Bethlehem und Hebron zu Hause: Denn dort hat sie feste Freundschaften geschlossen, die sie seit 14 Jahren begleiten.

Gibt es Dinge in Deutschland, die Ihr nicht mögt?

Malik: Mich nervt, dass hier alles mit Papier, also schriftlich, gemacht werden muss. Deswegen dauert es manchmal echt lange, Kleinigkeiten zu erledigen. Beispielsweise meine erste Kündigung in Deutschland: Ich war bei meinem Chef im Büro und habe mündlich gekündigt. Aber er meinte zu mir, ich müsste unbedingt schriftlich kündigen und das Schreiben in sein Postfach legen. Das fand ich damals mega-kompliziert, aber heutzutage bin ich daran gewöhnt.

Amira: Ich hatte hier mehrere Jobs, zum Beispiel habe ich im Supermarkt an der Kasse gearbeitet. Da ist mir immer wieder aufgefallen, wie schlecht mit Geflüchteten und Ausländer:innen umgegangen wurde. Im Prinzip kam ich gut mit meinen deutschen Kolleg:innen klar, aber über dieses Thema gab es Streit. Denn wenn mir etwas nicht passt, dann sage ich das sofort. Und ich fand es unerträglich, dass Deutsche besser behandelt wurden als die Anderen. Oder wie schlecht Frauen mit Kopftuch behandelt wurden. Zum Beispiel, wenn eine Frau mit vier Kindern reinkam – in solchen Situationen reagierten auch manche Kunden genervt. Aber wieso? Wo soll die Frau mit den Kindern sonst hin? Vielleicht ist der Mann arbeiten, sie hat ihre Familie nicht in Deutschland – sie kann ja ihre kleinen Kinder nicht zu Hause lassen, wenn sie zum Einkaufen in die Stadt geht. Klar sind Kinder auch mal laut – die weinen oder toben und rennen in den Laden rein. „Guck mal, wie viele Kinder die auf die Welt bringen", sagte jemand.

Malik: Das kann ich bestätigen, weil ich vor einem Jahr auch als Kassierer gearbeitet habe.

Amira: Vor kurzem habe ich auch im Schwimmbad gejobbt, an der Garderobe. Als ich mit den Sicherheitskräften draußen saß, sagt einer der Männer: „Guck mal, das Schwimmbad ist komplett schwarz. Wenn diese ganzen Schwarzköpfe nicht da wären, weißt Du, wie viele Steuern wir gespart hätten." Dieser Mann hat eines nicht begriffen: Wenn die Geflüchteten es zu Hause besser hätten, dann wären sie nicht hier. Die Deutschen leben – jedenfalls im Vergleich zu vielen anderen – wirklich im Luxus. Sie sollten sich einfach mal in die Lage der anderen Menschen versetzen. Das sollte übrigens jede:r von uns machen – dann wäre die Welt echt in einem besseren Zustand.

Solche diskriminierenden und abwertenden Äußerungen sind wirklich beschämend. Habt Ihr persönlich denn auch so etwas erlebt?

Amira: Es kann schon mal Probleme geben mit Behörden – das hängt immer vom jeweiligen Sachbearbeiter oder der Sachbearbeiterin ab. Manche sind offen und nett, andere machen es Dir schwer. Ich hatte große Schwierigkeiten mit dem Verkehrsamt. Der Sachbearbeiter, bei dem ich den Antrag auf meinen Führerschein stellen musste, hat mich zweimal wieder weggeschickt. Er war im Umgang respektlos, hat mich nie begrüßt – und dann hat er behauptet, meine Dokumente seien „verfälscht"! Weil auf meinem Pass steht „Amira H.I. Ali" – H. und I. das sind abgekürzt Papas und Opas Name. Das wird bei uns zu Hause so gemacht. Und auf meinem deutschen Aufenthaltstitel steht dann eben nur Amira Ali. Obwohl ich extra bei der Ausländerbehörde war, um das mit dem Pass klären und mir eine Bescheinigung für den Sachbearbeiter beim Verkehrsamt ausstellen zu lassen, hat der mir den Antrag nicht gewährt. Ich musste dann immer mindestens zwei Monate auf einen neuen Termin bei ihm warten. Am Ende habe ich mich schriftlich beschwert und noch seinen Chef angerufen. Nachdem ich dem Chef all meine Dokumente geschickt hatte – da ging es auf einmal.

„Der Umgang mit Behörden kann in Deutschland schwierig sein, ich habe da schon Diskriminierung erlebt. Aber auch das komplette Gegenteil: Meine Gastfamilie in Tübingen behandelt mich wie eine eigene Tochter." Amira

Sarah Lena: Obwohl ich Hamburg grundsätzlich für eine weltoffene Stadt halte, gibt es natürlich auch hier Fälle von Alltagsrassismus. Malik, vielleicht kannst Du aus Deiner Perspektive darüber berichten. Du bist nach anderthalb Jahren in Hamburg nach Rostock gegangen zum Studieren. Und hast da einen krassen Unterschied erlebt.

Malik: Ja, ich bin nach Rostock gegangen, weil die dortige Universität zur Zulassung mein C1-Zertifikat [Deutsch-Prüfung für Erwachsene] von der Sprachschule akzeptiert hat. Denn für die Aufnahme an der Universität Hamburg hätte ich nach meiner C1-Prüfung noch einen extra umfangreichen Sprachtest ablegen müssen. Aber nach einem Monat in Rostock habe ich entschieden: „Hier kann ich nicht bleiben". Man hat mich behandelt, als ob ich gar nicht existiere, als ob ich nichts bin. Kein Augenkontakt, kein „Hallo", kein „Tschüss". Und es gab wirklich niemanden an der Uni, mit dem ich reden konnte. Als ich zur Studienberatung ins Prüfungs-

Amira bei ihrer Schulabschlussfeier in Talitha Kumi. 2013 machte sie das Deutsche Internationale Abitur (DIA). Oben sitzt sie in der ersten Reihe (2. von links). Die DIA-Absolventinnen tragen eine gelbe Schärpe, die Tawjihe-Absolvent:innen eine weiße.

Ihre deutsche Gastfamilie lernte Amira 2009 beim Schüleraustausch kennen und hält bis heute engen Kontakt.

büro kam, wollte man mir gar nicht helfen. „Alle Informationen stehen im Internet“, sagten sie. Dabei ging es ja auch um die Anerkennung meiner Unterlagen. Also, das Leben in Rostock fühlte sich für mich wie ein Gefängnis an. Schließlich habe ich Sarah angerufen und sie gefragt: „Kann ich wieder zu Dir? Ich halte das hier nicht mehr aus.“ Und ich bin ehrlich froh, wieder in Hamburg zu sein. Also, wer es bisher nicht geglaubt hat: Rassismus in Deutschland existiert, leider. Ich habe vorher auch nicht geglaubt, dass es im Osten wirklich schlimmer ist als im Westen. Aber ich habe das so erlebt.

Es gibt eine höhere Zahl rechter Gewaltkriminalität im Osten. Dennoch finde ich es problematisch und zu einseitig, den Rassismus vor allem oder allein den Ostdeutschen zuzuschieben …

Amira: Wir beziehen uns ja nicht auf die ganzen Menschen im Osten oder auf alle Menschen in Deutschland, sondern auf unsere persönlichen Erfahrungen. Und ich habe hier natürlich nicht nur Rassismus erlebt, sondern auch das komplette Gegenteil: Ich kenne vom Schüleraustausch eine Gastfamilie, 2009 war ich das erste Mal bei ihr in Tübingen. Mit der Familie habe ich bis heute Kontakt, die Eltern behandeln mich wie eine Tochter. Sie haben alles für mich gemacht – und tun es immer noch. Während der Phase meiner Bachelorarbeit, und das war eine echt anstrengende Horrorzeit für mich, habe ich bei ihnen gewohnt. Der Papa hat die Arbeit für mich korrigiert und die Familie hat mir auch dabei geholfen, ein Stipendium zu bekommen. Und die Verpflichtungserklärung für die Ausländerbehörde, die hat die Mama für mich gemacht – sie ist Juristin. Jedes Mal, wenn ich Probleme habe, brauche ich nur anzurufen, und die sind sofort für mich da. Ich glaube, wie Menschen mit anderen umgehen – das hat auch mit der Erziehung zu tun oder damit, wie man aufgewachsen ist.

In Tübingen: Amira mit ihrer Gastfamilie.

Malik: Und wofür ich Deutschland liebe, ist, dass es sich um Gleichberechtigung sorgt. Hier hat jede:r die Chance, erfolgreich zu werden – unabhängig von Herkunft oder Ansehen. Alle Bürger:innen sind hier gleich wichtig. Und was es in meinem Land gar nicht gibt: In der deutschen Gesellschaft wird wahrgenommen und berücksichtigt, wie wichtig psychologische Betreuung für Menschen ist. Was ich auch mag ist, dass in öffentlichen Verkehrsmitteln an die Sicherheit von Älteren gedacht wird und dass es fast überall einen barrierefreien Zugang für behinderte Menschen gibt. Das finde ich toll, dass dieses Land an jeden denkt und versucht, das Leben für alle leichter zu machen!

Dieses Foto nahm Sarah vor 14 Jahren während ihres Freiwilligenjahres in Amiras Heimatdorf nahe Bethlehem auf. Es zeigt eine mit den Alis befreundete Familie, das junge Mädchen ganz links ist Amiras Schwester Bar‘a.

Sarah, wie waren Deine Erfahrung als Freiwillige in Talitha? Du warst gerade 20. Wie hast Du Dich im Nahen Osten gefühlt?

Sarah: Seit ich denken kann, sind meine Eltern immer viel mit uns Kindern gereist und haben uns auch eine Offenheit für andere Kulturen vermittelt: Das ist vielleicht ein Grund dafür, dass ich in Talitha Kumi nie wirklich Heimweh gehabt habe. Es gab nur ganz wenige Momente, in denen ich gern zu Hause gewesen wäre: Etwa als eine meiner Freundinnen in Deutschland ihr erstes Kind bekommen hat. Ansonsten habe ich mich sehr herzlich aufgenommen gefühlt: Nach nur zwei Wochen in Palästina war ich bereits auf einer Hochzeitsfeier eingeladen. In meinem Freiwilligenjahr war ich insgesamt auf 30 Hochzeiten, das werde ich hier in Deutschland wahrscheinlich in vielen Jahren nicht schaffen! Also, vor allem durch diese Gastfreundschaft und viele Kontakte im Nahen Osten habe ich mich nie fremd gefühlt. Das lag auch an der familiären Atmosphäre in Talitha Kumi: Wir hatten engen Kontakt mit den Mädchen im Internat, aber auch mit den Mitarbeiter:innen des Gästehauses. Unser damaliger Chef Walid war für uns alle so eine Papa-Figur.

„Ganz locker auch mit fremden Menschen ins Gespräch zu kommen - das vermisse ich in Deutschland. Dafür gibt es hier mehr Toleranz als In der palästinensischen Gesellschaft.“ Malik

Könntest Du Dir vorstellen, nochmal für längere Zeit dort zu leben?

Sarah Lena: Ich lebe ja in Hamburg und bin hier auch ganz gut verwurzelt. Also, ich kann mir auf jeden Fall vorstellen, nochmal für ein oder zwei Jahre ins Ausland zu gehen. Aber ich würde immer wieder nach Hamburg zurückkommen, weil ich hier meinen Partner und meine Familie

Malik und Sarah im Garten des Hauses von Sarah in Hamburg-Harburg. Hier lebten sie einige Jahre als WG, bis Malik in ein Studentenwohnheim zog. „Das ist mein Zuhause, mittlerweile ist es auch Maliks Zuhause. Er ist hier immer willkommen.", sagt Sarah.

habe. Vor der Corona-Pandemie war ich jedes Jahr zweimal in Israel und Palästina – 2012 hatte ich auch nochmal ein Auslandssemester dort gemacht. Für mich fühlen sich die Aufenthalte dort nicht an wie Urlaub. Sondern ich muss dahin. Es ist ein bisschen wie meine zweite Heimat: Viele meiner Freund:innen wohnen in Hebron oder Bethlehem wie die fünf Schwestern meiner Gastfamilie. Die möchte ich regelmäßig sehen. Ich selbst habe auch jedes Jahr Besuch aus der Region bekommen. Das hat natürlich Malik auch mitbekommen, als er bei mir gewohnt hat.

Malik: Deswegen habe ich mich zu Hause gefühlt. Weil wir so oft Gäste hatten, die Geschenke aus der Heimat mitgebracht haben – Café oder etwas zu essen – das war echt schön. Ein großer Zufall war auch, dass einer von Sarahs Freunden in Hebron der Anwalt meines Vaters ist – das wusste ich anfangs nicht! Wie klein ist die Welt!

Habt Ihr beide denn Kontakte zu einer der muslimischen Gemeinden in Hamburg und Bochum? Geht Ihr in die Moschee?

Malik: Eher nicht, denn ich bin nicht sehr religiös. Nur an Festtagen oder während des Ramadans gehe ich mit meinen Freunden in die Moschee.

Sarah während ihres Freiwilligenjahres 2007 …

… und 2017 mit ihrem Großvater in Palästina: „Das war die persönlich wichtigste Reise für mich, da mein geliebter Opa meine zweite Heimat, meine Freundinnen und Freunde und meine palästinensische Gastfamilie kennenlernen konnte."

Amira: Und ich war in meinem ganzen Leben nur einmal zur Besichtigung in einer Moschee. Auch ich bin nicht so religiös.

Was vermisst Ihr an Eurer Heimat?

Malik: Also, ich vermisse das Essen. Und in Palästina ist der Umgang miteinander viel entspannter. Dort ist es ganz alltäglich, mit fremden Leuten ins Gespräch zu kommen. Als ich versucht habe, das hier in Deutschland zu machen, war das meistens sehr enttäuschend. Anfangs dachte ich noch: „Okay, es liegt an meiner der Sprache, wahrscheinlich spreche ich nicht gut genug Deutsch – zu langsam oder mit zu starkem Akzent." Doch auch, als ich dann über verschiedene Themen und richtig schnell sprechen konnte, haben die Leute nicht wirklich reagiert. Diesen lockeren Umgang im Alltag vermisse ich auch nach vier Jahren. Außerdem fehlen mir meine Freunde aus Hebron. Wir haben uns jeden Donnerstagabend getroffen, zum Wochenende. Oder einfach spontan. Hier in Hamburg muss ich mich fest mit meinen Leuten verabreden. Das hat aber nicht nur etwas mit der anderen Kultur in Deutschland zu tun, sondern auch damit, dass ich hier in einer anderen Lebensphase bin. Wir sind jetzt eben älter, dadurch ist das Leben anders strukturiert: Ich habe Seminare an der Uni und gehe nebenher arbeiten – ich habe viel mehr feste Termine als früher.

Hebron ist dafür bekannt, dass es immer wieder Konflikte zwischen palästinensischen Einwohner:innen und israelischen Siedler:innen gibt. Wie hast Du die Situation dort erlebt?

Malik: Also, ich bin in Hebron geboren und nahe des Süd-Eingangs der Stadt aufgewachsen. Dort waren israelische Sicherheitskräfte stationiert, mit riesigen Autos und so weiter. Ich kann mich daran erinnern, wie mein Onkel einmal festgenommen wurde – und dass mein Vater von den Sicherheitskräften befragt wurde. Wenn man so etwas als Kind sieht, vergisst man es nicht. Meine Schule war in der Nähe der Abrahams-Moschee. An diesem Ort gab sehr oft Konflikte und Auseinandersetzungen: Palästinenser:innen warfen mit Steinen, die Sicherheitskräfte setzten Tränengas und Schockgranaten ein. Die landeten auch oft in der Schule, manchmal flogen sie zum Fenster rein. Vor dem Tränengas hatte ich Angst als Kind. Ich hatte deshalb immer eine Zwiebel in der Tasche und ein Handtuch, das ich mit Wasser angefeuchtet hatte, um es im Fall eines Angriffs vor Mund und Nase halten zu können.

Sarah und Malik am Hamburger Hauptbahnhof mit dem Rechtsanwalt Nour Abu Maizer aus Hebron, der auch Maliks Vater kennt.

Amira: Wenn mir Leute hier vorhalten: „Geh' doch nach Hause, wenn Dir Deutschland nicht gefällt", dann sage ich: „Eine Sache müsst Ihr verstehen: Wenn es bei uns zu Hause anders aussähe, wenn wir gute Chancen auf eine Arbeit hätten, wenn wir dort frei wären, dann hätten wir unsere Heimat nicht verlassen." Ich sage nicht, dass Deutschland schlimm ist – im Gegenteil, Deutschland hat mir sehr viel gegeben. Sonst hätte ich hier nicht so viele Jahre verbracht und würde nicht viele weitere Jahre hier verbringen.

Möchtet Ihr eigentlich zurück nach Palästina? Was sind Eure Pläne für die Zukunft, wisst Ihr das schon?

Amira: Ich glaube schon, dass ich hier in Deutschland bleiben werde. Wahrscheinlich auch für immer. Grundsätzlich fühle ich mich wohl hier. Zwar hat es etwas gedauert, einen festen Job zu finden. Aber seitdem ich endlich eine feste Arbeit habe und meine Kolleg:innen ganz gut kenne, bin ich sehr zufrieden.

Vermisst Du auf Dauer Deine Familie?

Zu Hause, in Palästina, fehlt mir echt meine Privatsphäre – im Vergleich zum Leben hier. Ein so freies, selbstbestimmtes Leben könnte ich in meinem Heimatdorf nicht führen. Tja, aber alles hat positive und negative Seiten. In Deutschland wiederum fehlt mir das soziale Leben, das ich in meinem Dorf hätte. Ich habe eine große Familie und sechs Geschwister, von denen alle selbst mindestens zwei Kinder haben. Aber mittlerweile genieße ich meine Unabhängigkeit. Ich kann mir gut vorstellen, hier selbst ein Familienleben aufzubauen.

Und Du, Malik? Möchtest Du auch gern bleiben?

Malik: Ich bin mir noch nicht so sicher. Für mich ist Deutschland mein zweites Zuhause. Allerdings habe ich ein Problem mit dem Wetter in Hamburg. Viele Leute glauben mir das nicht, aber ich möchte nicht ohne Sonne leben! Deswegen habe ich schon angefangen, Spanisch zu lernen, sodass ich später vielleicht in Spanien leben und arbeiten kann. Und während der Vertiefungsphase an der Uni habe ich meinen Schwerpunkt nun so gelegt, dass ich in Zukunft von verschiedenen Orten aus für verschiedene Firmen arbeiten kann, anstatt täglich von 8 bis 16 Uhr ins Büro zu gehen. So könnte ich auch für den Betrieb meines Vaters in Palästina arbeiten. Denn dass ich wieder vor Ort in Palästina wohnen werde – das glaube ich nicht. Erstens aus Sicherheitsgründen, also aufgrund der politischen Lage, nicht. Und zweitens geht es mir wie Amira: Privatsphäre ist mir wichtig geworden. Obwohl ich mich zu Hause mit meinen Leuten viel verbundener und vertrauter fühle als mit Freund:innen hier – in Deutschland habe ich einfach mehr Freiheit. Und insgesamt gibt es in der deutschen Gesellschaft mehr Toleranz als in der palästinensischen.

Amira: Auf jeden Fall, das stimmt.

Amira Ali, Malik Atrash, Sarah Lena Wabbel und Silke Nora Kehl fanden per Zoom zum Gespräch zusammen.

Gut ausgebildet – um zu gehen?

Eine Bilanz aus Sicht der evangelisch-lutherischen Schulen

Hoch qualifizierte junge Menschen wandern besonders oft aus, wenn sie im eigenen Land keine Perspektive sehen. Das ist weltweit so – und die palästinensische Gesellschaft ist von diesem Problem besonders betroffen. Warum eine gute schulische Ausbildung trotzdem wichtig ist und wie die lutherischen Schulen vor Ort dazu beitragen, ihre Absolvent:innen in der Region zu halten, darüber berichtet der Schulrat unserer Partnerkirche.

Von **Dr. Charlie Haddad**

Die evangelisch-lutherischen Schulen in den Städten Ramallah, Beit Jala, Bethlehem und Beit Sahour wurden nach und nach in einem Prozess gegründet, der vor mehr als 170 Jahren begann. Alle bieten heutzutage eine volle Schullaufbahn vom Kindergarten bis zur Klasse 12 und arbeiten koedukativ. Sie nehmen Schüler:innen unabhängig von ihrer Religion, ihrer ethnischen Zugehörigkeit und ihrem sozioökonomischen Hintergrund auf.

Das durchschnittliche Schulgeld deckt bei allen vier Schulen im Schnitt weniger als 65 Prozent der durchschnittlichen Kosten pro Schüler:in. Die restlichen 35 bis 40 Prozent werden von den Schulträgern – also der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Jordanien und im Heiligen Land sowie dem Berliner Missionswerk – subventioniert. Darüber hinaus hat auch jede Schule einen Sozialfonds angelegt, aus dem finanziell bedürftige Familien eine Unterstützung erhalten: Diese reicht je nach individueller Situation von 10 Prozent bis zu über 50 Prozent des Schulgeldes.

Das positive Image und die Leistungen der lutherischen Schulen sind in den jeweiligen Kommunen, in denen sie tätig sind, unübertroffen. Sie haben auch weit über ihre Region hinaus einen guten Ruf. Daher müssen jedes Jahr sehr viele Bewerbungen von Schüler:innen abgelehnt werden: Die Nachfrage ist groß, aber es stehen nicht genügend Klassenzimmer zur Verfügung, um alle Interessierten aufzunehmen.

Unsere Schulen bieten einen ganzheitlichen Ansatz: Neben der schulischen Ausbildung geht es auch um die Bildung der Persönlichkeiten unserer Schüler:innen. Zusätzlich zum Pflicht-Unterricht und zu akademischen Angeboten stehen viele ergänzende Programme, Projekte und Aktivitäten zur Auswahl. Unsere jüngste umfassende Wirkungsstudie, die auf der Grundlage sehr klarer Vorgaben und Richtlinien über einen Zeitraum von vier Jahren durchgeführt wurde, spiegelt die Besonderheit unserer Schulen und unserer Absolvent:innen wider. Es gibt klare Indikatoren, die zeigen, dass unsere Absolvent:innen im Vergleich zu ihren Kommiliton:innen an den Hochschulen herausragen. Die Studie belegt auch, dass sie nach Abschluss eines Studiums oder einer Ausbildung an ihren Arbeitsplätzen durch sehr gute Leistungen hervorstechen.

Daher sind unsere Absolvent:innen nach ihrem Schulabschluss sehr gefragt: sowohl lokal als auch international. Allerdings ist der palästinensische Arbeitsmarkt unter der israelischen Besatzung, der Blockade und den starken Einschränkungen wirklich schlecht. Eine Konsequenz daraus ist, dass große Industrie- und High-Tech-Projekte hier praktisch nicht existent sind, es lassen sich auch keine Unternehmen in Palästina nieder. Daher sind qualifizierte junge Menschen natürlich versucht, Arbeit im Ausland zu suchen. Viele von ihnen – aber nicht alle – lassen sich dauerhaft in anderen Ländern nieder. Es liegt auf der Hand, dass gut ausgebildete und hochqualifizierte Jugendliche vor einem ständigen Dilemma stehen: gehen oder bleiben? Die wirtschaftliche sowie die politische Lage verhindern oft, dass sie ihre Fähigkeiten und ihr Wissen zu Hause, in ihrer Region, einsetzen.

Wir haben noch nicht die Ressourcen, um eine formale Studie durchzuführen, die den genauen Prozentsatz aufzeigt: Wie viele unserer Schüler:innen das Land nach ihrem Abschluss in Beit Jala, Beit Sahour, Bethlehem oder Ramallah – oder später nach einer Hochschulausbildung – vorübergehend oder sogar dauerhaft verlassen. Informelle Überprüfungen und Rückmeldungen deuten jedoch darauf hin, dass etwa 25 Prozent unserer Absolvent:innen, die nach der Schule an regionalen Universitäten studieren, ins Ausland gehen, um dort zu arbeiten. Weitere 25 Prozent verlassen das Land bereits direkt nach ihrem Schulabschluss, um im Ausland zu studieren oder eine andere höhere Ausbildung zu absolvieren. Und die verbleibenden 50 Prozent bleiben zu Hause, studieren hier in Palästina oder machen eine Ausbildung. Die meisten von ihnen finden einen Arbeitsplatz oder gründen ihr eigenes kleines Unternehmen. Ein guter Prozentsatz dieser Gruppe von Absolvent:innen findet anspruchsvolle und gut bezahlte Jobs bei lokalen NGOs und INGOs (Internationale Nichtregierungs-Organisationen). Diese sind hier angesiedelt und bezahlen deutlich besser als lokale Unternehmen und Institutionen.

Absolvent:innen bei der Abschlussfeier an der Dar al-Kalima Schule in Bethlehem 2019

Von den 50 Prozent unserer Absolvent:innen, die das Land für ein Studium oder eine berufliche Qualifikation verlassen, kehren etwa 20 bis 25 Prozent in ihre Heimat zurück. Es sind vor allem die jungen Frauen, die mit enormen, im Ausland erworbenen Fähigkeiten und Fertigkeiten zurückkommen, die sie für ihre Gemeinden und ihr Land einsetzen. Viele derjenigen, die im Ausland bleiben und dort Geld verdienen, unterstützen ihre Familien in Palästina regelmäßig finanziell. Damit fördern sie auch die lokale Wirtschaft.

Ist die hohe Auswanderungsquote junger Menschen also auf die gute Ausbildung – wie unsere Schulen sie bieten – zurückzuführen? So einfach ist es offensichtlich nicht. Sondern es ist viel komplexer, es gibt mehrere Aspekte. Hätten unsere Schüler:innen keine gute Ausbildung erhalten, würden sie vielleicht dennoch auswandern. Es mag für eine weniger gebildete oder qualifizierte Person schwieriger sein, auszuwandern, aber es ist nicht unmöglich. Das Kernproblem ist die Besatzungspolitik. Sie verstößt gegen internationales Recht, gegen grundlegende Menschenrechte und verwehrt uns das Anrecht, als Palästinenser:innen frei und in Würde zu leben. Die politische, aber auch die wirtschaftliche Lage hat eine verheerende Wirkung auf die palästinensische Jugend. Es werden viele weitere junge Menschen das Land entweder vorübergehend oder dauerhaft verlassen. Und die politische Lage wird unter denjenigen, die bleiben, dazu führen, dass aus Verzweiflung, Unsicherheit und Angst mehr fanatische Gruppen entstehen – sowohl auf palästinensischer als auch auf israelischer Seite.
Die lutherischen Bildungseinrichtungen in Palästina stellen im Rahmen ihrer Möglichkeiten lokales Personal ein – ebenso wie andere (private) christliche Schulen und Institutionen. Damit bieten sie eine berufliche Perspektive für ihre eigenen Absolvent:innen und viele weitere junge Menschen aus der Region. Außerdem durchlaufen all unsere Schüler:innen ein professionelles Berufsberatungsprogramm, und zwar in verschiedenen Altersphasen. Oberstufenschüler:innen und Absolvent:innen werden beispielsweise darin unterstützt, sich für ein Studium an Hochschulen einzuschreiben, das zu ihren Fähigkeiten passt und ihnen gleichzeitig eine berufliche Perspektive eröffnet.

Nach Angaben der **Palästinensischen Mission in Berlin** gibt es keine exakten Zahlen, die belegen, wie viele Menschen palästinensischer Herkunft zurzeit in Deutschland leben. Es gebe weder offizielle Register noch statistische Erhebungen und daher „vorsichtige Schätzungen", so die persönliche Referentin der Botschafterin: „Bis zum Jahr 2015 schätzten wir die Zahl der in Deutschland lebenden Palästinenser:innen auf 180.000 bis 200.000 ein. Ab 2015 waren dann Schweden und Deutschland die beiden Länder mit den stärksten Zuwanderungen – vor allem aus Syrien, dem Irak, dem Libanon, aber auch aus der Westbank und dem Gaza-Streifen. Daher schätzen wir die Zahl der Palästinenser:innen in Deutschland auf aktuell ca. 300.000 ein."

Wir hoffen, damit dazu beizutragen, dass weniger junge Menschen das Land verlassen. Insbesondere für die christliche Präsenz im Heiligen Land sind unsere Institutionen – und entsprechende Einrichtungen anderer Kirchen hier vor Ort – extrem wichtig.

Dr. Charlie Haddad

ist Schulrat und leitet die Bildungsabteilung der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Jordanien und im Heiligen Land (ELCJHL). Er ist studierter Ingenieur und hat viele Jahre im Bildungsbereich gearbeitet – unter anderem an Hochschulen und Berufsschulen.

Neues Zuhause auf Zeit

Elf Freiwillige reisen nach Jerusalem und Palästina aus

Ob es bei einem Jahr im Ausland bleiben wird? Oder ob sich einige der jungen Menschen entscheiden werden, für längere Zeit in Nahost – oder in einer anderen Region der Welt – zu leben, anstatt nach Deutschland zurückzukehren? Zum Ende dieses Sommers entsendet das Berliner Missionswerk elf neue Volontär:innen. Sechs von ihnen gehen nach Talitha Kumi, ein Volontär nach Beit Sahour und zwei Freiwillige unterstützen die arabisch-lutherische Gemeinde (ELCJHL) in Ostjerusalem. Erstmals werden nun auch zwei Stellen in Ramallah besetzt: im beruflichen Bildungszentrum für Menschen mit Behinderungen auf dem Sternberg. Wir haben drei der Freiwilligen gebeten, für uns aufzuschreiben, wie es ihnen vor der Ausreise geht.

PAULINE

Talitha Kumi, Programm Brass for Peace

Ich erhoffe mir von dem Jahr vor allem, mich als Person weiterzuentwickeln und viel Neues dazuzulernen. Es wird nicht so schnell wieder die Möglichkeit geben, ein ganzes Jahr im Ausland zu verbringen und in eine andere Welt einzutauchen. An Brass for Peace reizt mich, dass ich mit Kindern arbeiten und Musik vermitteln werde – darauf freue ich mich am meisten. Außerdem erwarte ich schon mit großer Vorfreude das erste wirklich arabische Essen und die Reisen innerhalb des Landes. Eine Herausforderung werden sicherlich die ersten Wochen darstellen, in denen alles ganz neu sein wird, und man sich erst einmal zurechtfinden muss. Nicht einfach werden auch die Momente sein, in denen man die Heimat vermisst. Direkt vor dem Freiwilligenjahr habe ich mein Abitur gemacht und für die Zeit danach habe ich mir schon einen Studienplatz für Elementare Musikpädagogik an der Musikhochschule in Freiburg gesichert. Ich kann mir jedoch auch vorstellen, vorweg Sonderpädagogik oder Grundschullehramt zu studieren. Das wird sich hoffentlich noch herauskristallisieren.

Pauline ist 18 Jahre alt und kommt aus Emmendingen bei Freiburg.

ANNA-LEA

Ramallah, Star Mountain Rehabilitation Center

Gerade habe ich mein Abitur geschafft und genieße es, endlich wieder ein paar Freunde persönlich treffen zu können. Voller Vorfreude fiebere ich dem Auslandsjahr entgegen und hoffe sehr, dass es trotz Corona tatsächlich möglich sein wird, auszureisen – insbesondere seitdem ich meine Mitfreiwilligen kennen gelernt habe! Doch neben all der Vorfreude habe ich auch großen Respekt vor dem Jahr in Ramallah. Zum ersten Mal seit zwölf Jahren lasse ich alles, was meinen Alltag geprägt hat, hinter mir. Und ich denke, es wird mir schwer fallen, mich von der Familie, den Freund:innen und der Jugendgemeinde zu verabschieden. Dennoch bin ich sicher, dass mich das Jahr trotz – oder gerade wegen – seiner Höhen und Tiefen in vielerlei Hinsicht bereichern wird.

Anna-Lea, 18, stammt aus Neuendettelsau.

JOHANN-JACOB

Evangelisch-Lutherische Schule Beit Sahour

Warum ein Jahr nach Palästina? Im Rahmen einer Rundreise durch Israel besuchte ich 2015 mit meiner Gemeinde die Internatsschule Talitha Kumi in der Westbank. Dort erfuhr ich von dem Freiwilligenprogramm des Berliner Missionswerkes und begann, mich dafür zu begeistern. Unterstützt wurde meine Entscheidung, nach Palästina zu gehen, durch mein Interesse an der dortigen Kultur, der Sprache und auch an der Geschichte der Region. Ich hoffe, an den Herausforderungen, die mich vor Ort erwarten, zu wachsen. Allein zu wohnen und plötzlich ganz selbstständig zu leben – das wird sicher eine lehrreiche Erfahrung sein, die ich hoffe, gut zu meistern. Im alltäglichen Kontakt mit dem Arabischen möchte ich mir die Grundlagen dieser Sprache aneignen. Der Umgang mit den Schüler:innen in Beit Sahour wird meine Entscheidung, auf Lehramt zu studieren, entweder bestätigen oder mir neue Wege aufzeigen. Natürlich habe ich auch Angst davor, diesen Herausforderungen nicht gewachsen zu sein. Aber ich bin zuversichtlich, da ich diesen Weg als Freiwilliger ja nicht ganz alleine gehen werde. Unabhängig davon sind die unvorhersehbare politische Lage und die pandemiebedingte Situation Unsicherheitsfaktoren, die wir nicht beeinflussen können - da werden wir wohl flexibel bleiben müssen. Trotz allem: Ich freue mich auf meine neuen Aufgaben, die Menschen, die ich treffen werde, die neue Sprache und die neue Kultur in der ich ein Jahr lang leben darf.

Johann-Jacob aus Dessau-Roßlau ist 18 Jahre alt.

Vertrauensleute des Jerusalemsvereins

Auskünfte über unsere Arbeit bekommen Sie in den Landeskirchen

BERLINER MISSIONSWERK
www.berliner-missionswerk.de

Jerusalemsverein im Berliner Missionswerk
www.jerusalemsverein.de

Anhalt
Pfarrer i.R. Wolfram Hädicke
Oechelhaeuser Straße 33
06846 Dessau-Roßlau
Fon: 0340 - 87118291
w.haedicke@arcor.de

Baden
Anette Pflanz-Schmidt
a.pflanz_schmidt@web.de
Fon: 0721 - 14596945

Bayern
Pfarrer Dr. Carsten Brall
Kanzleistraße 11
95444 Bayreuth
Fon: 0921 - 596800
Carsten.Brall@ELKB.de

Ernst Schwemmer
Gutshofstraße 50c
90475 Nürnberg
ernstschwemmer@web.de

Dekan Martin Steinbach
Höhenrieder Weg 5
82393 Iffeldorf
martin.steinbach@elkb.de

Berlin-Brandenburg
Dr. Harald Iber, GesD i.K. aD
Hampsteadstr. 23c
14167 Berlin
Fon: 030 - 8736334
har.iber@gmx.de

Braunschweig:
Propst i. R. Matthias Blümel
Seekannenring 7A
38446 Wolfsburg
Fon: 05363 - 99 89 287
Fax: 05363 - 99 81 604
matthias.bluemel@kabelmail.de

Hessen-Nassau
Pfarrer Matthias Kraft
Höchster Str. 2
64395 Brensbach
Fon: 0151 - 12409974
matthias.m.kraft@web.de

Pfarrer Thomas Sinning
Tucholskystraße 92
60598 Frankfurt
Fon: 069 - 68 58 25
sinningfrankfurt@aol.com

Hannover
Mag. theol. Gerd Brockhaus, Pfarrer i. R.
Große Pranke 13
30419 Hannover
Fon: 0511 - 64 22 14 20
Mobil: 0175 - 5232126
brockhaus@marienwerder.de

Pfarrer Dr. Frank Foerster
Kurt-Schumacher-Allee 25
30851 Langenhagen
Fon: 0511 - 679 14 304
frank.foerster@evlka.de

Pastor i. R. Michael Wabbel
Am Radeland 28
21244 Buchholz
Fon: 04181 - 9995786
MuSWabbel@t-online.de

Mitteldeutschland
Jens Lattke
Babelsberger Str. 2
39114 Magdeburg
Fon: 0176 - 80447154
jenslattke@posteo.de

Stephen Gerhard Stehli
Hegelstr. 36,II
39104 Magdeburg
Fon: 0391 - 567 76 50 (d)
Fon: 01520 - 159 31 68 (p)
sg.stehli@web.de

Nordkirche
Pastor Andreas Schulz-Schönfeld
Olandstraße 17
25821 Bredstedt
Fon: 0171 - 53 78 360 (dienstlich)
schuschoe@gmx.de

Pfalz/Saar:
Pfarrer Jörg Schreiner
Im Winkel 14
67273 Weisenheim am Berg
Fon: 06353 - 12 57
schreiner.weisenheim@gmx.de

Dr. Wolfgang Wittrock
Am Harzhübel 120
67663 Kaiserslautern
Fon: 0631 - 132 48
ute.wolfgang.wittrock@t-online.de

Rheinland:
Pfarrerin Dr. Beate Sträter
Ev. Schulreferat Bonn/
Haus der Ev. Kirche
Adenauerallee 37
53113 Bonn
Fon: 0228 - 68 80 185 (d.)
b.straeter@schulreferatbonn.de

Pfarrer Jan Christofzik
Henningsweg 14
47509 Rheurdt
Fon: 02845 - 949865
jan.christofzik@ekir.de

Sachsen
Pfarrer Frank Meinel
St. Wolfgangskirche
Martin-Planer-Weg 4
08289 Schneeberg
Fon: 03772 - 38 15 01
frank.meinel@evlks.de

Pfarrer Dr. Jörg Schneider
Leutewitzer Ring 70
01169 Dresden
jg-schneider@t-online.de

Westfalen:
Pfarrer Eberhard Helling
Lessingstrasse 7
32312 Lübbecke
Fon: 05741 - 52 55
eberhard.helling@gmx.de

Pfarrerin Annegret Mayr
Giersbergstraße 30
57072 Siegen
Fon: 0271 - 511 21
annegret.mayr@kk-si.de

Württemberg:
Pfarrerin Susanne Blatt
Evangelische Kirchengemeinde
Leutenbach
Rotenbühlstr.28
71397 Leutenbach
Fon: 07195 - 910296

Bernard Cantré, OStR i. R.
Jagststraße 14
74592 Kirchberg/Jagst
Fon: 07954 - 85 08
bernard.cantre@t-online.de

Österreich:
Landessuperintendent Pfarrer Thomas Hennefeld
Schweglerstr. 39
A-1150 Wien
Fon: 0043 - 699 18 87 70 56
t.hennefeld@evang.at

Militärseelsorge
Pfr. Wolf Eckhard Miethke
Pionierkaserne Auf der Schanz
Manchinger Str. 1
85053 Ingolstadt
Fon: 0841 - 88 66 0 -1510
WolfEckhardMiethke@bundeswehr.org

Impressum

Im Lande der Bibel ist eine Zeitschrift zur Information über evangelische Arbeit im Nahen Osten für die Mitglieder des Jerusalemsvereins und Freunde und Förderer der Arbeit und erscheint dreimal jährlich.
Vorsitzender des Jerusalemsvereins: Bischof Dr. Hans-Jürgen Abromeit

Herausgeber:
Berliner Missionswerk der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz im Zusammenwirken mit dem Jerusalemsverein
Georgenkirchstr. 69/70, D - 10249 Berlin
www.berliner-missionswerk.de
www.jerusalemsverein.de

Mitglieder des Redaktionsausschusses:
Dr. Hans-Jürgen Abromeit, Matthias Blümel, Jens Nieper
Redaktion: Silke Nora Kehl, Jutta Klimmt, Jens Nieper, V.i.S.d.P.: Direktor Dr. Christof Theilemann
Artikel, die mit vollem Namen gekennzeichnet sind, geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Korrekturen: Christiane Carmesin

Bildnachweis: Titel, 3, 42/43, 44: Achille Abboud; 5, 30, 31: Susanne Blatt/privat; 6/7, 11, 15, 16, 17, 18: Sarah Lena Wabbel/privat; 8, 10, 18: Malik Atrash/privat; 9, 13, 14: Amira Ali/privat; 20: Evangelisch-Lutherische School of Hope Ramallah; 22, 44: Silke Nora Kehl; 24/25, 28/29: Gerd Herzog; 32, 34: Talitha Kumi; 33, 36/37, 38, 46: Jerusalemsverein; 34: Jutta Klimmt; 40: Rendel Freude; 47: Samira Walldorf; alle anderen Bilder: im Auftrag des Berliner Missionswerkes.

Layout: Jana Müller-Heuser

ISSN-Nr. 0019-2597

Unsere Bankverbindung
Konto des Jerusalemsvereins im Berliner Missionswerk
Evangelische Bank
IBAN: DE66 5206 0410 0003 9097 60
BIC: GENODEF1EK1

Geschäftsstelle des Jerusalemsvereins im Berliner Missionswerk
Georgenkirchstr. 69/70
D- 10249 Berlin
Fon: 030 - 243 44 -195/-192
Fax: 030 - 243 44 124
nahost-jv@berliner-missionswerk.de
www.jerusalemsverein.de

FSC
www.fsc.org
100%
Papier aus vorbildlich bewirtschafteten Wäldern
FSC® C075521

Abschied – mit dem Blick nach vorn

Pfarrer Jens Nieper ist künftig nicht mehr Nahostreferent

Nach neun Jahren als Nahostreferent des Berliner Missionswerkes und Geschäftsführer des Jerusalemsvereins wurde Jens Nieper von seinem Dienst entpflichtet. Er tritt zum 1. September eine Pfarrstelle in Dortmund an. Seine Verabschiedung fand aufgrund der Sommerurlaubszeit bereits am 16. Juli statt. Kolleg:innen und Weggefährt:innen aus Deutschland und Nahost feierten mit Jens Nieper Gottesdienst in der Friedrichshainer St.-Bartholomäus-Kirche und anschließend im Garten des Berliner Missionswerkes.

Bischof Ibrahim Azar sprach das erste Grußwort nach dem Gottesdienst. Ihn und Jens Nieper verbindet neben dem beruflichen Kontakt auch eine langjährige Freundschaft. Der Bischof der evangelisch-lutherischen Partnerkirche des Berliner Missionswerkes (ELCJHL) war mit seiner Frau aus Jerusalem angereist. Auch zwei seiner Töchter und ein Schwiegersohn waren zur Abschiedsfeier gekommen.

Barbara Deml, stellvertretende Direktorin des Berliner Missionswerkes, leitete den Gottesdienst. Die Predigt hielten sie und Pfarrer Jens Nieper im Dialog. Darin setzten sie sich mit dem Thema des Abschiednehmens auseinander: Statt zurückzublicken, gelte es viel mehr, loszulassen, nach vorn zu sehen und die eigene Zukunft zu gestalten.

Ebenfalls angereist war Matthias Wolf. Er erklärte in seinem Grußwort: „Als Schulleiter von Talitha Kumi, aber auch ganz persönlich war es mir wichtig, heute dabei zu sein." Ihn habe nicht nur Jens Niepers immenses Wissen über das Leben in Nahost beeindruckt, sondern auch sein freundschaftliches Verhältnis zu den Menschen vor Ort: „Das ist so wichtig in einer Kultur, die von Beziehungen lebt."

Matthias Blümel und Ulrich Seelemann, die beiden stellvertretenden Vorstandsvorsitzenden des Jerusalemsvereins, sprachen ebenfalls ein Grußwort. So auch **Christian Reiser,** Abteilungsleiter im Berliner Missionswerk. Hier bei der anschließenden Feier im Garten.

Dr. Jörg Antoine, Konsistorialpräsident der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO), und **Jens Nieper**

Sally Azar, derzeit Vikarin der EKBO, half Jens Nieper beim Verteilen der Rosen: Er überreichte jeder einzelnen Kollegin und jedem Kollegen eine Blume und verabschiedete sich mit sehr persönlichen Worten.

Jens Nieper mit Dr. Martin Frank, Afrikareferent des Berliner Missionswerkes, und **Susanne Völz** aus dem Nahostreferat.

Aktiv für den Jerusalemsverein

Susanne Blatt (55), Pfarrerin in Württemberg

Es war der starke erzählerische Sog des Buchs „Eine Geschichte von Liebe und Finsternis“ von Amos Oz, der Susanne Blatts Interesse an Israel weckte. „Dieses Buch hat mir so dermaßen eine Welt eröffnet – Oz ist ein fantastischer Erzähler“, erklärt sie. „In seinem Roman geht es ja um die Zeit der Staatsgründung 1948/49 und des darauf folgenden Krieges: Darüber wusste ich bis dahin kaum etwas. Und so wurde die Literatur mein Zugang zu diesem Land, nicht die Theologie.“

Susanne Blatt hatte sich bis dahin vor allem für Skandinavien interessiert: Sie studierte ein Jahr in Schweden und wurde nach ihrem Vikariat in Württemberg in Uppsala ordiniert. Von 2009 bis 2016 war sie Hauptpastorin der deutschen St. Gertruds Gemeinde in Stockholm. Weil ihr Mann und die beiden Kinder noch im Weihnachtsurlaub in Deutschland waren, flog sie Anfang 2010 – nach dem Silvestergottesdienst – spontan von Stockholm nach Israel: „Ich wollte keine Pilgerreise, wo mir als Christin und Theologin alles präsentiert wird, sondern das Land allein entdecken.“

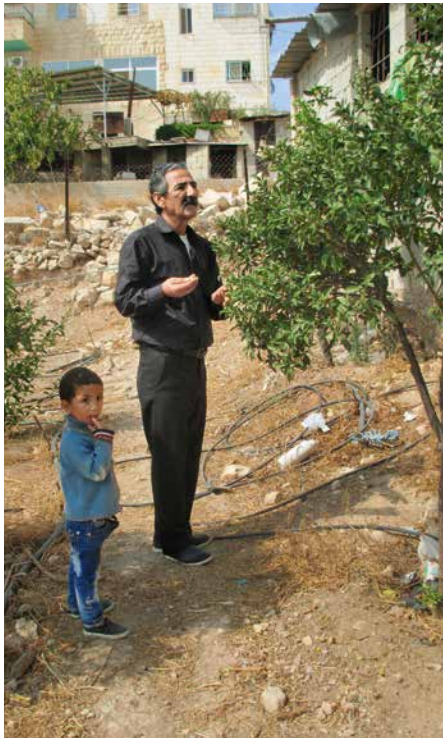
In Jaffa lieh sie sich ein Fahrrad und fuhr los: zuerst nach Nazareth und Tiberias, dann über Jericho nach Jerusalem. Nachts machte sie Couchsurfing. „Bei meinen Gastgebern habe ich die Vielfalt der israelischen Gesellschaft kennengelernt.“ Eine Familie stammte aus Rumänien, die zweite aus den USA und das Paar, bei dem sie in Jerusalem wohnte, sprach sie auf Deutsch an. „Ich hätte lieber Englisch geredet – gerade nach den Eindrücken in der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem.“

Zurück in Stockholm knüpfte die Pfarrerin Kontakte mit der jüdischen Gemeinde. „Mit dem Kantor und dem Rabbiner der nahegelegenen Synagoge habe ich mich gut verstanden und sie zur Ökumenischen Bibelwoche eingeladen.“ Außerdem unternahm Susanne Blatt mit ihrer schwedischen Gemeinde eine Reise nach Israel.

„Nachdem ich Israel kennengelernt hatte, wollte ich auch mal in die Westbank“, sagt Blatt. Sie bewarb sich als Freiwillige beim Ökumenischen Begleitprogramm in Palästina und Israel (EAPPI) und wurde 2016 nach Tulkarem und Bethlehem entsandt. „Mir hat gefallen, dass EAPPI auf Einladung der Christ:innen vor Ort ins Leben gerufen wurde. Und dass ich sehr nahe am Leben der Palästinenser:innen war. Seit meiner Zeit dort sehe ich beide Seiten im Nahostkonflikt – und finde es schade, dass ich wegen EAPPI oft automatisch in eine antiisraelische Schublade gesteckt werde.“

Heute ist Susanne Blatt Pfarrerin in Leutenbach bei Stuttgart und organisiert regelmäßig Gemeindereisen nach Israel und in die Westbank.

„Ich möchte, dass meine Gemeindemitglieder Israel und Palästina nicht nur aus dem Fernsehen kennen, sondern Menschen vor Ort begegnen“, sagt Susanne Blatt (Mitte, stehend).



Abu Iyad, Taxifahrer und Übersetzer für das EAPPI-Team in Bethlehem. Hier steht er mit seinem Enkel im Garten und zeigt und, wie Zitrusbäume unter Trockenheit leiden.

Das „Tent of Nations“ von Daoud Nassar, der auch schon zum Gegenbesuch im Leutenbacher Pfarrhaus war, steht bei fast jeder Reise auf dem Programm. Er lebt neben dem Tourismus von der Oliven- und Weinernte. Hier ist er beim Pflanzen zu sehen.

Talitha Kumi wird das Gütesiegel „Exzellente Deutsche Auslandsschule" verliehen

Immer ein Koffer in Jerusalem

Dank an Jens Nieper

Nach neun Jahren als Nahostreferent des Berliner Missionswerkes und damit verbunden als Geschäftsführer des Jerusalemsvereins legt Jens Nieper sein Amt Ende August nieder und tritt zum 1. September eine Stelle als Gemeindepfarrer in Dortmund an.

Von **Dr. Hans-Jürgen Abromeit**

Die Faszination für Jerusalem packte Jens Nieper schon, als er ein Jugendlicher war. 1984, vor 37 (!) Jahren, besuchte er zum ersten Mal die „Heilige Stadt" und Israel und Palästina. Als Jugendmitarbeiter schloss er sich der Studienreise seiner Kirchengemeinde an. Zum ersten Mal sah er Jerusalem, den See Genezareth, die Berge Judas und die Negev-Wüste. Er war begeistert. Nun konnte er Kindern und Jugendlichen in Andachten lebendiger darstellen, an welchen Orten die biblischen Geschichten spielten. Er kam wieder und wieder, und das Land der Bibel wurde ihm immer vertrauter. Unzählige Pilgerfahrten, Studienreisen und später Dienstreisen hat er dahin unternommen. Übrigens war er 1984 auch zum ersten Mal in Talitha Kumi gewesen. Auch hier begann eine Beziehung, die bis heute anhält.

Schließlich hat er fast drei Jahre in Jerusalem studiert und gearbeitet. Als sich die Gelegenheit bot, nahm er 1993/1994 an dem Studienjahr der Benediktinerabtei Dormitio teil. Ein Gemeindepraktikum an der Erlöserkirche in der Jerusalemer Altstadt schloss sich im Sommer 1994 an. So knüpften sich Bande, die ihn nach seinem Ersten Theologischen Examen im März 1997 wieder nach Jerusalem zurückzogen. Die Wartezeit auf seinen Vikariatsplatz füllte er bis zum November 1998 mit einem Volontariat an der Erlöserkirche in Jerusalem: als Assistent des damaligen Propstes Karl-Heinz Ronnecker, der ihm auch zu einem praktisch-theologischen Lehrer wurde. In diese Zeit fielen die Vorbereitung und Durchführung des im Oktober 1998 groß gefeierten 100-jährigen Jubiläums der Einweihung der Erlöserkirche sowie eine mehrwöchige Vakanzvertretung des Pfarrers der englischsprachigen Gemeinde der Erlöserkirche.

Als Jens Nieper Pfarrer wurde – zuerst 2001 im westfälischen Haltern und ab 2004 in Marsberg im Sauerland –, hatte er sozusagen immer noch einen Koffer in Jerusalem: Diese Stadt war zu seiner zweiten Heimat geworden. In Jerusalem und dem ganzen Gebiet Israel/Palästina hatte er sich nicht nur für die biblischen Stätten und die Ergebnisse der biblischen Archäologie begeistert – auch das in den verschiedenen Konfessionen und Konflikten gelebte Christsein vor Ort faszinierte ihn. Als ordiniertem Lutheraner fand er in der lutherischen Kirche in Jerusalem, Jor-

Reise der Vorstandsmitglieder des Jerusalemsvereins im Herbst 2016: Hier in Beit Jala beim Treffen mit Bischof Munib Younan (vorn, neben Hans-Jürgen Abromeit), den Pfarrern der ELCJHL und Salameh Bishara, dem Koordinator der Evangelisch-Lutherischen Schulen

Die 17-jährige Haya Darawsheh feiert ihren Schulabschluss. Mit ihr freuen sich Direktor Matthias Wolf, der stellvertretende Schulleiter Milad Ibrahim, Bischof Ibrahim Azar und Nahostreferent Jens Nieper.

Feierliche Prozession durch Jerusalem: auf dem Weg zur Amtseinführung des neuen ELCJHL-Bischofs Sani Ibrahim Azar, Anfang 2018. Neben Jens Nieper: Vorstandsmitglied Matthias Blümel und Thomas Hennefeld, Vertrauenspfarrer des Jerusalemsvereins in Wien

danien und dem Heiligen Land seine engsten Geschwister. Und das Miteinander und die Spannungen der arabischen Christen waren auch zu seiner Welt geworden.

Für den jüdisch-christlichen und für den christlich-islamischen Dialog bot Jerusalem lebendigen Anschauungsunterricht. Die schier unlösbaren politischen Gegensätze zwischen Israelis und Palästinenserinnen und Palästinensern gaben ein Koordinatensystem ab, in dem Jens Nieper zu denken begann. Er fand Gleichgesinnte im Jerusalemsverein und im Westfälischen Kontaktnetz Palästina, das sich eng mit dem Jerusalemsverein verbunden fühlte. So war es ein konsequenter Schritt, dass Jens Nieper im Sommer 2001 zum Vertrauenspfarrer des Jerusalemsvereins für Westfalen berufen wurde. Er versuchte in diesen Jahren in der Westfälischen Landeskirche, das Interesse für den Nahen Osten zu wecken und zu vertiefen, Fundraising für den Jerusalemsverein zu betreiben und die Kontakte zur arabisch-lutherischen Partnerkirche (ELCJHL) und nach Talitha Kumi zu verbessern.

Im Jahr 2007 wurde Jens Nieper Oberkirchenrat im Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) in Hannover und war als Theologischer Referent zuständig für den Nahen und Mittleren Osten sowie für die kirchlichen Weltbünde. In dieser Funktion wurde er auch Geschäftsführer der Evangelischen Jerusalem-Stiftung, der Kaiserin Auguste Victoria-Stiftung und des Deutschen Evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft im Heiligen Land (DEI). Er war also der Ansprechpartner der EKD für ihre Einrichtungen in Israel, Palästina und Jordanien. Zu seinem direkten Verantwortungsbereich gehörten nicht nur die Erlöserkirche und das Gästehaus in der Altstadt, sondern auch die Pilger- und Touristenseelsorge sowie das archäologische Institut auf dem Ölberg und in Amman.

Zusätzlich hatte er als Geschäftsführer der Evangelischen Mittelostkommission (EMOK) die Konferenz aller evangelischen Werke und Einrichtungen in Nahost zu koordinieren. Seine Nahosterfahrung und seine berufliche Tätigkeit hatten Jens Nieper zu einem außerordentlich qualifizierten evangelischen Nahostexperten gemacht. Noch im gleichen Jahr wurde er in den Vorstand des Jerusalemsvereins gewählt.

Als Jens Nieper sich 2012 auf die Stelle des Geschäftsführers des Jerusalemsvereins und Nahostreferenten des Berliner Missionswerkes bewarb, war er so gut auf diese Aufgabe vorbereitet, wie es noch keiner seiner Vorgängerinnen und Vorgänger bei Dienstantritt gewesen war. Er konnte sofort mit seinen Aufgaben beginnen. Und die waren reichlich vorhanden. In Talitha Kumi musste der deutschsprachige Zweig ausgebaut werden – damals wurde die Deutsche Internationale Abiturprüfung (DIA) als zweite Option neben dem palästinensischen Tawjihe-Abschluss im Schulzentrum eingeführt.

Seit ihrer Gründung war Talitha zugleich eine deutsche und eine palästinensische Schule gewesen. Doch die Führung einer Schule mit einer doppelten Identität ist nicht einfach und kann auf unterschiedlichsten Ebenen zu Spannungen führen – etwa mit dem Personal vor Ort und gelegentlich mit der Partnerkirche. Aber auch in Deutschland musste das reformpädagogische Konzept der Schule

Panorama der Jerusalemer Altstadt

immer wieder erläutert und es musste dafür geworben werden. Jens Nieper wurde mit dem Vorsitz im Schulverwaltungsrat betraut und war das lebendige Bindeglied zwischen Deutschland und Palästina, zwischen der Schule in Beit Jala und dem Schulträger, dem Berliner Missionswerk. Unglaublich viele Reisen nach Israel und Palästina wurden notwendig. Wenn ich in der Geschäftsstelle in Berlin anrief, fragte ich zuerst: „Ist Jens Nieper im Hause oder ist er in Talitha Kumi?" Gefühlt war er so häufig hier wie dort.

Der Jerusalemsverein verdankt Jens Nieper viel. Seitdem er 2012 die Geschäftsführung übernommen hat, ist ihm gelungen, den Jerusalemsverein sowohl nach außen weiter zu vernetzen als auch die interne Kommunikation zu verbessern. So hat er beispielsweise die regelmäßigen Rundbriefe eingeführt, um den Kreis der Vertrauensleute zu informieren und in seinem Wirken zu unterstützen. Viele der heutigen Vertrauensleute wurden durch Jens Nieper mit dem Jerusalemsverein bekannt gemacht und für unsere Arbeit gewonnen. Die Jahresfeste und die Vorstandssitzungen mussten vorbereitet, durchgeführt und die Beschlüsse umgesetzt werden. Für unsere Zeitschrift „Im Lande der Bibel" galt es – gemeinsam mit der zuständigen Redakteurin – Jahr für Jahr drei Hefte herauszubringen. Viele Artikel, Berichte, Rezensionen, geistliche Worte und Editorials gehen auf Jens Niepers Konto.

Die evangelisch lutherische Kirche in Beit Jala

Blick auf den Turm der Erlöserkirche

Wir hatten mit Jens Nieper einen höchst engagierten Geschäftsführer. Sein Berufungszeitraum hätte noch bis 2024 gedauert. Ich bedauere Jens Niepers Weggang sehr: Er ist ein großer Verlust für den Jerusalemsverein. Pfarrer Jens Nieper wechselt wieder zurück in seine Heimatlandeskirche, die Evangelische Kirche von Westfalen. Ab 1. September wird er die vierte Pfarrstelle der Christuskirchengemeinde Dortmund übernehmen.

Wir wünschen ihm für seinen weiteren Berufs- und Lebensweg Gottes Segen. Wir werden ihn noch gebührend aus seinem Amt verabschieden. Wie ich ihn kenne, wird er seiner Leidenschaft treu bleiben und auch weiterhin einen Koffer in Jerusalem haben. Und natürlich hoffen wir, dass er auch mit uns im Jerusalemsverein verbunden bleibt.

Dr. Hans-Jürgen Abromeit, Bischof i. R., ist Vorsitzender des Jerusalemsvereins.

WIR TRAUERN UM DR. CHRISTOPH RHEIN

Der frühere Vorsitzende des Jerusalemsvereins, Dr. Christoph Rhein, ist Mitte Juli in Berlin verstorben. Er wurde 93 Jahre alt. Dr. Rhein stand dem Verein von 1982 bis 1988 sowie von 1995 bis 1998 vor. Als Sohn des früheren evangelischen Propstes verlebte Rhein mehrere Jahre seiner Kindheit in Jerusalem. Diese Zeit schuf eine tiefe Verbundenheit mit dem Heiligen Land. Später studierte Rhein selbst Theologie und wurde Pfarrer. In der Gemeinde, als Superintendent und Personaldezernent war er tätig. Er engagierte sich über unseren Verein hinaus auch in der Telefonseelsorge und als Richter am Kirchengericht. Die Nachricht seines Todes erreichte uns kurz vor Redaktionsschluss. Eine ausführlichere Würdigung seiner Person und seines Wirkens finden Sie auf der Website www.jerusalemsverein.de sowie voraussichtlich in der kommenden Ausgabe der „Im Lande der Bibel". Christoph Rhein wird uns sehr fehlen. In Gedanken sind wir bei ihm und seiner Familie.

Jens Nieper

HISTORISCHES TALITHA KUMI ERSTRAHLT IN NEUEM LICHT

In der Westjerusalemer King-George-Street steht die rekonstruierte Fassade des historischen Gebäudes von Talitha Kumi. Die Stadtverwaltung Jerusalems hat nun ein Lichtprojekt fertiggestellt, mit dem diese Fassade illuminiert wird. Auch die Grünanlagen um die alten Bauelemente herum wurden erneuert. Die Schule Talitha Kumi zog 1868 aus der Altstadt in ein neues Gebäude in Westjerusalem. Das Heim und die Schule bestanden dort bis 1948. In den 1980er Jahren wurde der Bau abgerissen, einige der originalen Elemente wurden jedoch erhalten und wenige Meter zum ursprünglichen Standort versetzt wieder aufgestellt. Die historische Fassade ist ein stadtbekannter Treffpunkt. Bilder sind unter diesem Link im Internet zu finden: https://www.jpost.com/israel-news/culture/historical-jerusalem-landmark-to-be-lit-up-at-night-673618.

GÄSTEHAUS IN TALITHA KUMI WIEDER GEÖFFNET

Seit Juni können einzelne Besucher:innen und Gruppen im Gästehaus von Talitha Kumi wieder übernachten, gemeinsam essen und Workshops abhalten. Alle sind verpflichtet, in Innenräumen Masken zu tragen und regelmäßig die Hände zu desinfizieren, außerdem wird in der Lobby stichprobenartig Fieber gemessen. „Wir hoffen darauf, dass sich die Deltavariante nicht zu stark in Israel verbreitet und der Flughafen Ben Gurion Airport wie geplant zum 1. August für Tourist:innen und Einzelreisende öffnet", so der Manager des Gästehauses. Buchungen für die kommenden Monate nimmt das Gästehaus gern entgegen: guesthouse@talithakumi.org. Bitte informieren Sie sich im Falle einer Buchung über die aktuell geltenden Bestimmungen zur Einreise nach Israel/Palästina. Diese können sich aufgrund der zurzeit wieder steigenden Infektionszahlen in Israel ändern.

Die Wege des Geldes

Die Erinnerung und Bitte in der letzten Ausgabe dieses Magazins, dass die eine oder der andere aus unserer Leserschaft noch den Mitgliedsbeitrag für den Jerusalemsverein zahlen möge, hat bei manchen von Ihnen Fragen ausgelöst, die ich mit den folgenden Zeilen hoffentlich ein wenig klären kann.

Von **Jens Nieper**

Wofür ist der Mitgliedbeitrag?

Der Mitgliedsbeitrag – zurzeit beträgt der Mindestbeitrag für ein Jahr 30 Euro – wird jährlich gezahlt. Viele unserer rund 500 Vereinsmitglieder leisten diesen Beitrag dankenswerterweise durch einen Dauerüberweisungsauftrag oder im Lastschriftverfahren. Die anderen müssen selbst an ihre Beitragszahlung denken und werden von uns hin und wieder erinnert.

Der Mitgliedsbeitrag steht dem Verein für seine Vereinsarbeit zur Verfügung: Das sind vor allem Aktivitäten der Vertrauensleute

in den verschiedenen Regionen, das Jahresfest, Reisekosten für Gäste aus dem Heiligen Land, teilweise die Vorstands- und die Öffentlichkeitsarbeit (ein Teil dieser Kosten wird aber auch vom Berliner Missionswerk getragen), oder in besonderen Fällen einzelne Projekte – vor allem im Heiligen Land.

Und was geschieht mit Spenden?

Der überwiegende Teil der Unterstützung unserer Partnerinstitutionen im Heiligen Land – das sogenannte „operative Geschäft" - wird seit 1974 nicht mehr vom Jerusalemsverein selbst verantwortet, sondern vom Berliner Missionswerk. Daher gehen auch alle Spenden, die der Verein für die Nahostarbeit sammelt, direkt an das Missionswerk. In diesem Sinn ist der Jerusalemsverein Förderverein der Nahostarbeit des Berliner Missionswerkes. Nur Spenden, die explizit für die Inlands- bzw. Vereinsarbeit bestimmt sind, stehen dem Jerusalemsverein für seine eigenen Aktivitäten zur Verfügung. Alle bei uns eingegangenen Spenden kommen zurzeit – ohne einen Abzug von Verwaltungskosten – dem Spendenzweck zugute.

Dank einer großzügigen Schenkung kann Talitha Kumi mit Stolz behaupten, die einzige Schule in Palästina zu sein, die neben den üblichen Schulsportarten auch das Klettern anbietet.

Aber wenn man doch schon gespendet hat …

Mitgliedsbeitrag und Spende werden also unterschiedlich behandelt und verbucht. Der Jerusalemsverein darf nicht von einer Spende, die über die Höhe des Mitgliedsbeitrags hinausgeht, den Mitgliedsbeitrag einfach abziehen. Solch eine Verteilung geht nur, wenn bei der Überweisung von Ihnen explizit angegeben wird, dass diese Summe Mitgliedsbeitrag und darüber hinaus eine Spende ist. Haben Sie also bitte Verständnis und Nachsicht, wenn Sie auch als Spender:in an den Mitgliedsbeitrag erinnert werden.

Apropos Spendenzweck:

Spender:innen bestimmen selbst, wofür ihre Spende genutzt wird. Spenden dürfen nur in Rücksprache mit den Spender:innen umgewidmet werden: etwa dann, wenn ein Projekt deutlich überfinanziert ist, oder wenn das Spendenziel gar nicht mehr existiert. Manche halten den Spendenzweck allgemein, andere benennen ihn sehr genau. Beides hat seine Vorteile:

Mit einem sehr spezifisch benannten Spendenzweck lässt sich Ihre Spende sehr gezielt zuweisen und einsetzen. So können einzelne Aktivitäten beschleunigt durchgeführt werden, oder zusätzlich neben dem Grundauftrag Anschaffungen realisiert werden.

Eine allgemeine Spende für die Nahostarbeit, für Talitha Kumi oder die ELCJHL hilft dem Berliner Missionswerk, die kontinuierliche „Alltagsarbeit", die oft wenig spektakulär ist und kaum wahrgenommen wird, abzusichern. Diese Spenden können also flexibel und bedarfsorientiert eingesetzt werden – bei Bedarf gegebenenfalls auch für eine der oben genannten besonderen Maßnahmen.

Was sind denn dann die Patenschaften?

Der Jerusalemsverein und das Berliner Missionswerk haben vor über vier Jahrzehnten das Patenschaftsprogramm ins Leben gerufen. Solche Programme haben über die Zeit bei vielen Organisationen ihren Charakter ein wenig verändert – so auch bei uns: Die Patenschaft fördert nicht gezielt ein einzelnes Kind oder eine spezifische Gruppe, sondern kommt der Gesamtinstitution zugute. Dadurch wird aber Kindern aus sozial schwächerem Milieu dennoch geholfen, denn durch die Patenschaften können die Schulgebühren relativ niedrig gehalten werden. Ein Sozialfond und andere Maßnahmen fördern bedürftige Kinder zusätzlich. Gute Bildung soll nicht das Privileg von Wohlhabenden sein!

Die Patenkinder, die von unseren Pat:innen dankenswerter Weise begleitet werden, sind damit nicht direkt selbst Empfänger:innen der Patenschaften, sondern stehen beispielhaft für alle Kinder der jeweiligen Schule oder Institution.

Und wie ist das mit persönlichen Spenden?

Der Jerusalemsverein und das Berliner Missionswerk helfen bewährt und engagiert den Menschen im Heiligen Land. Dabei kommt es vor, dass Förderer und Förderinnen in Deutschland von dem Schicksal einzelner Personen – manchmal Kinder, manchmal Erwachsene oder Familien – erfahren und diesen gezielt finanzielle Unterstützung zukommen lassen wollen. Solche persönlichen Zuwendungen können wir allerdings nicht annehmen.

Deshalb: Wenn wir für die Arbeit des Jerusalemsvereins, des Berliner Missionswerkes, der ELCJHL oder Talitha Kumis werben, stellen wir Ihnen manchmal Einzelschicksale vor. Diese stehen aber immer nur exemplarisch für die Situation von Menschen, denen wir mit Ihrer Unterstützung helfen wollen.

Jens Nieper

ist noch bis August 2021 Geschäftsführer des Jerusalemsvereins und Nahostreferent des Berliner Missionswerkes. Zum 1. September tritt er eine Pfarrstelle in Dortmund an.

Talitha-Kumi-Absolventin bei Olympia

Als Schwimmerin der palästinensischen Delegation nimmt die 17-jährige Dania Nour an den Olympischen Spielen teil. Im Mai machte sie das Deutsche Internationale Abitur – und startete Ende Juli in Tokio. Darauf vorbereitet hat sie sich mit intensiven Trainingswochen in Berlin. Darüber berichtet Silke Nora Kehl, die sie auf dem Berliner Olympiagelände besucht hat.

Jeden Morgen steigt Dania Nour um 8.45 Uhr aus dem glitzernd blauen Wasser: Sie hat dann bereits zwei Stunden intensives Training hinter sich – im Olympiapark Berlin. Trainiert wird sie von Sven Spannekrebs vom Verein „Wasserfreunde Spandau 04“, der als Schwimmtrainer des Refugee Olympic Teams 2016 die syrische Schwimmerin Yusra Mardini auf die Spiele in Rio de Janeiro vorbereitete.

„Ich möchte in Tokio die 50 Meter Kraul unter 30 Sekunden schwimmen“, sagt Dania Nour. Sie nahm bereits an der Schwimm-WM 2019 in Südkorea teil und vertrat 2016 bei einem internationalen Schwimmturnier in Qatar die palästinensischen Gebiete: Dort gewann sie drei Medaillen. „Mein nächstes Ziel ist, 2024 bei den Olympischen Spielen in Paris dabei zu sein und bis dahin die 50 Meter Freistil unter 28 Sekunden zu schwimmen.“ Den Weltrekord für diese Strecke hält seit 2017 die Schwedin Sarah Sjöström mit 23,67 Sekunden.

„Dania ist außergewöhnlich diszipliniert“, sagt Trainer Sven Spannekrebs. Sie schwimmt zweimal täglich zwei Stunden und macht zusätzlich noch Krafttraining. „Sie hält sich dermaßen konsequent an die strengen Ernährungspläne – das habe ich so noch nicht erlebt. Und ich habe schon viele Sportler:innen trainiert.“ Als Palästinenserin überhaupt Leistungsschwimmerin zu werden, ist schon ungewöhnlich: Denn in der Region Bethlehem, in der Dania Nour aufgewachsen ist, gibt es kaum Schwimmbäder

Erstaunlicher Weg

Im Alter von sechs Jahren fing Dania Nour mit dem Schwimmtraining an. „Meine Eltern wollten das, weil ich damals ziemlich dick war“, berichte sie. Ihr Talent als Schwimmerin wurde eher zufällig entdeckt. Mit 11 begann sie, täglich zu trainieren. Heute ist sie eine Leistungssportlerin. Sie mag weder das Eis, zu dem Sven Spannekrebs sie manchmal einlädt, noch den Kuchen, den ihre Mutter ihr Zuhause auf den Teller legt. Beides isst sie nur aus Höflichkeit. Künftig möchte sie in den USA studieren – Sportwissenschaft oder Architektur –, weil sich Studium und Profi-Training in Amerika am besten vereinbaren lassen.

Dania Nour mit Trainer Sven Spannekrebs von den „Wasserfreunden Spandau“. Der Berliner bereitete als Schwimmtrainer des Refugee Olympic Teams 2016 die syrische Athletin Yusra Mardini auf die Spiele in Rio de Janeiro vor.

Der olympische Gedanke

Die nationale Qualifikation für die Olympischen Spiele läuft zum einen über den „A-Cut“ oder „B-Cut“: Zwei harte Zeitvorgaben, die Schwimmer:innen nicht überschreiten dürfen. Zum anderen gibt es die sogenannten Universalitätsplätze für Länder, in denen professionelles Training kaum möglich ist. Denn Universalität ist ein Grundgedanke der Olympischen Spiele: Es geht nicht nur um Bestzeiten und Rekorde – wie das Motto „schneller – höher – stärker“ nahelegt, sondern auch um das Zusammentreffen von Athlet:innen aus der ganzen Welt. Versinnbildlicht wird dieser Grundgedanke durch die ineinander verschlungenen fünf Ringe, die für die fünf Kontinente stehen. Palästina hat genau einen Universalitätsplatz für junge Schwimmerinnen (Mädchen): Dania Nour hat ihn sich erkämpft. Im Wettkampfbecken in Tokio spielt es dann aber keine Rolle mehr, über welches Kriterium man sich qualifiziert hat – in den Vorläufen entscheidet die Bestzeit darüber, welche Sportler:innen im Halbfinale gegeneinander antreten.

und Trainings-Möglichkeiten. Im letzten Jahr stand ihr nur ein 17-Meter-Becken zur Verfügung. „Dass sie unter diesen Bedingungen solche Leistungen erbringt – das ist bewundernswert“, betont Spannekrebs.

Der Kontakt zwischen dem Schwimmtrainer und der Talitha-Kumi-Schülerin entstand während einer Begegnung in Berlin 2018. Damals besuchte Dania Nour gemeinsam mit ihrem Vater die Elite-Sportschule im Olympiapark. Die Überlegung war, an diese Schule zu wechseln und dort das Deutsche Internationale Abitur zu machen – und gleichzeitig ideale Trainingsbedingungen zu haben. „Aber damals gab es noch kein Internat hier, wir hätten Dania nicht unterbringen können“, so Spannekrebs.

Was für ein Talent und welch großen Ehrgeiz sie hat, das hat er jedoch nicht vergessen. „Als sich vor ein paar Wochen der Konflikt in Jerusalem und schließlich in Gaza und Israel so zuspitzte, habe ich Dania und ihren Papa angerufen. Einfach, um mich zu erkundigen, wie es ihr geht.“ Bei diesem Gespräch erfuhr er, dass Dania Nour als eine der Top-Schwimmerinnen Palästinas in Tokio starten wird. Und bot ihr an, zur Vorbereitung für einige Wochen im Leistungszentrum des Olympiaparks bei ihm zu trainieren. „Danias Start am 30. Juli werde ich natürlich von Berlin aus live im Fernsehen mitverfolgen“, stellt er klar.

Dass Trainer Sven Spannekrebs nicht in Japan dabei sein würde, war von vornherein klar. Dania Nour und die anderen palästinensischen Schwimmer:innen wurden von einem Trainer:innen-Stab aus ihrer Region betreut. Auch Danias Eltern konnten nicht wie geplant zur Olympiade nach Tokio reisen – aufgrund der Corona-Pandemie fand das Großereignis ohne Zuschauer:innen vor Ort statt. Daher drückten Danias Familie, ihre Freund:innen und Mitschüler:innen aus Talitha Kumi aus der Ferne fest die Daumen.

Für das Leben in Beit Sahour

HIER KÖNNEN SIE HELFEN

Alle hatten gehofft, dass die Corona-Pandemie im Frühjahr 2021 vorbei ist. Und sich das Leben wieder normalisiert. Stattdessen steckten sich immer mehr Menschen in Beit Sahour mit dem Virus an. Auch Georgette Rabadi, Direktorin der evangelisch-lutherischen Schule.

„Einige Kolleg:innen haben sich ebenfalls infiziert, manche hatten schwer mit Covid-19 zu kämpfen. Zum Glück wurden alle wieder gesund“, berichtete die Schulleiterin in einem Gespräch Anfang Juni. Zu dem Zeitpunkt war noch kein Impfstoff für palästinensische Lehrkräfte verfügbar.

Bis heute hoffen alle auf die Rückkehr zur Normalität. Beit Sahour liegt sehr nahe an Bethlehem: Dorthin kommen sonst zahlreiche Tourist:innen aus aller Welt. Aufgrund der Pandemie liegt der Tourismus aus dem Ausland seit März 2020 quasi still. Da derzeit in Israel die Fallzahlen wegen der Deltavariante wieder steigen, bleibt die Prognose auch für den Sommer und Herbst 2021 düster.

„Die wirtschaftliche Lage hier ist desolat“, sagt Georgette Rabadi. „Ich weiß, dass die Eltern so vieler Kinder kaum oder gar kein Geld mehr haben.“ Dennoch muss sie die Eltern um Schulgebühren bitten.

Sie schildert auch, dass mehrere Familien mittlerweile nicht nur an das Auswandern ins Ausland denken, sondern auch daran, innerhalb der Westbank umzusiedeln: „In Ramallah gibt es neben der Regierung viele internationale Organisationen, daher vielleicht auch Jobs.“

Als Privatschule unter Trägerschaft der evangelisch lutherischen Kirche im Heiligen Land ist die ELS Beit Sahour auf Spenden und Schulgebühren angewiesen.

Bitte unterstützen Sie die Evangelisch Lutherische Schule mit einer Spende und helfen Sie mit, die in Not geratenen Familien zu entlasten. Ihre Spende hilft dabei den Schulbetrieb zu finanzieren und die Schulgebühren möglichst niedrig zu halten. Herzlichen Dank!

Spendenkonto
Evangelische Bank
IBAN
DE66 5206 0410 0003 9097 60
BIC GENODEF1EK1
Projekt 4201
Schularbeit im Heiligen Land

Ein Überweisungsformular finden Sie in der Mitte des Hefts

BERLINER MISSIONSWERK

www.berliner-missionswerk.de

Jerusalemsverein
im Berliner Missionswerk

www.jerusalemsverein.de